

Ronald Hitzler

Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung

Pivotal characteristics and peripheral confusions of interpretative social research

Zusammenfassung:

Im ersten Teil dieses Textes votiere ich dafür, stärker als bisher die Differenz zwischen interpretativer und – auch sogenannter qualitativer – normorientierter Sozialforschung zu markieren. Im mittleren Teil geht es mir darum, essentielle epistemologische und methodologische Aspekte der Orientierung am interpretativen Paradigma zu skizzieren, die ich auch für mich reklamiere. Und im letzten Teil werde ich mich mit der Frage befassen, ob wir Irritationen durch poststrukturalistische Subjektivierungstheorien stärker ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit rücken sollten.

Schlagworte: Interpretative Sozialforschung, Normorientierte Sozialforschung, Methodologie und Methodik, Sinnrekonstruktion, Poststrukturalismus

Abstract:

In the first part of this text, I opt for a more precise distinction between interpretative and – so-called qualitative – norm referencing social research. Following this, by means of the interpretative paradigm, I outline essential epistemological and methodological aspects of orientation that I also claim for my research. Finally I pose the question whether we should give closer attention to confusions by focusing on post-structuralist theories of subjectivation

Keywords: Interpretative social research, Norm referencing social research, Methodology and methods, Construction of meaning, Poststructuralism

„Ich glaube an die Freiheit der Menschen. In der gleichen Situation reagieren sie sehr unterschiedlich“ (Foucault 2005, S. 965).

Präambel

„Empirische Sozialforschung“ meint generell das methodisch kontrollierte, methodologisch reflektierte, auf theoretische Aussagen bezogene und in der „scienti-

fic community“ diskutierte systematische Erfassen und Deuten sozialer Handlungen, Strukturen und Prozesse. Allein das *Erkenntnisinteresse* (= Was wollen wir wissen?), also sozusagen die Betrachtung vom vorentworfenen Ende der Untersuchung her (Burzan 2014), begründet dabei die *Methodologie* (= Welches planmäßige Vorgehen eignet sich mit welcher Begründung dafür, das, was wir wissen wollen, in Erfahrung zu bringen?), auf die zugegriffen wird, und die *Methoden* (= die planmäßigen und überprüfbareren Arten und Weisen, das, was wir wissen wollen, in Erfahrung zu bringen), die aus dem Fundus mehr oder minder erprobter Verfahren kontrollierter Erhebung und Auswertung von im wissenschaftlichen Sinne analysierbaren Daten ausgewählt werden.

Einstieg: Methodische Aspekte

Zwei von Nicole Burzans Gedanken zur Verknüpfung von Methoden (vgl. Burzan 2010 und 2016) nutze ich hier bei meinem Versuch, zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung zu identifizieren, als Anregungen dazu, nicht nur wieder einmal (vgl. bereits Hitzler 1995), sondern möglichst noch deutlicher als bisher zu sagen, was interpretative von sogenannter qualitativer Sozialforschung trennt: *Ein* wichtiger Unterschied dürfte zum Beispiel der sein, dass Daten, die im gleichen Forschungszusammenhang erhoben wurden, bei interpretativen Analysen fallrekonstruktiv verarbeitet werden, dass also zunächst der spezifische Sinnzusammenhang des jeweiligen Einzelfalles rekonstruiert und dann erst fallvergleichend der je erkenntnisrelevante Typus konstruiert wird, während bei sogenannten qualitativen Analysen die Daten apriori oder adhoc gebildeten Kategorien entsprechend codiert und dementsprechend kategorial subsummiert werden. Ein *anderer* – für die aktuelle Diskussion über die Einrichtung von Archiven für Daten qualitativer Sozialforschung vielleicht nicht ganz irrelevant – Unterschied dürfte etwa der sein, dass Daten, die *nicht* im gleichen Forschungszusammenhang erhoben wurden, für *interpretative* Analysen nur dann nützlich sind, wenn ihr Sinnzusammenhang erkennbar bleibt bzw. sogar gegenüber ihrer Verwendung im ursprünglichen „qualitativen“ Projekt erst erkennbar gemacht wird. Ansonsten lassen sie sich nämlich nur bezogen auf ihren sekundären Präsenzkontext (z.B. auf ihre Vorfindlichkeit in einem bestimmten Archiv) reinterpreten. Für sogenannte qualitative Analysen, die sich von interpretativen auch dadurch unterscheiden, dass sie *nicht* auf Fallrekonstruktionen abzielen, sondern auf die Beantwortung fallunabhängiger Forschungsfragen mittels nicht-standardisiert (was auch immer impliziert: *nicht repräsentativ*) erhobener Daten, können hingegen durchaus auch kontextarme bzw. kontextlose Daten nützlich sein, wenn die Daten sich als für die je aktuelle (z.B. an das Archivmaterial gerichtete) Forschungsfrage relevant identifizieren lassen.

Gegenüber diesen zwei lediglich willkürlich herausgegriffenen methodischen Petitionen *allgemeiner* formuliert meine ich, dass sogenannte qualitative Analysen *einerseits* grosso modo der ‚Logik‘ *standardisierter* Sozialforschung¹ folgen, allerdings eben ohne die dort üblichen Standards repräsentativer Stichprobenziehungen einlösen zu können (vgl. dazu z.B. auch Rosenthal 2014, S. 205). Das plausibilisiert, dass und warum in der sogenannten quantitativen Sozialforschung qualitative Designs entweder Pretestfunktionen haben (also z.B. zur Hypothesengenerierung dienen)

oder als prinzipiell defizitär (und überflüssig) eingeschätzt werden. Sogenannte qualitative Analysen verfehlen aufgrund ihrer prinzipiell auf Komplexitätsreduktion fokussierten Verfahrenstechniken *andererseits* aber auch die reflexiven Standards² der am Verhältnis von Spezifik und Typik interessierten und orientierten Einzelfallrekonstruktionen der interpretativen Sozialforschung (vgl. dazu z.B. auch Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 189). Im Weiteren versuche ich dementsprechend zu plausibilisieren, dass interpretative Sozialforschung fehlverortet ist, wenn man sie als Unterform bzw. als Teilmenge der qualitativen Sozialforschung begreift.

Ohnehin markiert, da bin ich mir z.B. mit Jo Reichertz (2007) völlig einig, das Etikett „Qualitative Methoden“ eher eine praktische Leerstelle (nämlich das Fehlen quantifizierender Verfahren), denn ein verbindendes Erkenntnis-Programm. Eben deshalb schlage ich ja immer wieder vor, bestimmte Ansätze nicht mehr unter dem irreführenden Catch-All-Begriff „Qualitative Sozialforschung“ zu subsumieren, sondern entweder – mit Hans-Georg Soeffner (2004) – als „nicht-standardisiert“ oder – im Verweis auf die Schwerpunkte bei der Datenerhebung und bei der Datenanalyse – als „interpretativ“ zu bezeichnen. Dementsprechend habe ich auch in meinem vor längerer Zeit erschienenen Artikel zum damaligen Stand der Diskussion (vgl. Hitzler 2002) die Rekonstruktion von *Sinn* nicht als gemeinsames Anliegen der sogenannten qualitativen Sozialforschung, sondern als das allgemeinste, sozusagen epistemologische Anliegen verstehender Soziologie und – in deren Rahmen – auch *interpretativer* Sozialforschung reklamiert. Wie nämlich keineswegs nur ich meine, sondern wie eine ganze Reihe von empirisch arbeitenden Repräsentantinnen und Repräsentanten verstehender Soziologie seit geraumer Zeit konstatiert, stehen nicht sogenannte quantitative und qualitative Methoden im Gegensatz zueinander, sondern die Antworten auf die Frage, was das Erkenntnisinteresse der Forscherin bzw. des Forschers paradigmatisch leitet: „Die Frontlinie verläuft nicht zwischen ‚Qualis‘ und ‚Quantis‘, sondern zwischen Hermeneutik und Szientismus. So, wie quantitative Sozialforschung mit einem hermeneutischen methodologischen Selbstverständnis betrieben werden kann, gibt es Sozialforscherinnen und -forscher, die qualitative Methoden mit einem szientifischen methodologischen Selbstverständnis anwenden, die mit objektivistischen Vorstellungen operieren und ihre Erkenntnisgegenstände reifizieren“ (Eberle 2004, S. 41). Anders ausgedrückt: die relevante Differenzierung ist die zwischen *normativen und interpretativen Methodologien*.

Präzisierung: Methodologische Hinweise

Diese Entgegensetzung rekurriert selbstverständlich auf die vor fast einem halben Jahrhundert von Thomas P. Wilson (1970) vorgeschlagene Dichotomie sozialwissenschaftlicher Sichtweisen des menschlichen Miteinanders: mit der Betonung der Abhängigkeit der Individuen bzw. der *Verhaltensweisen* der Individuen von sozialen Normen und Rollenerwartungen auf der einen und der Betonung der Konstitutionsleistungen und Deutungskompetenzen der sinnhaft handelnden Individuen, also der Subjekte, auf der anderen Seite. Diese Dichotomie im Hinblick auf die Klärung der hier thematischen zentralen Merkmale interpretativer Sozialforschung zur Verdeutlichung polemisch zuspitzend, unterscheide ich qualitative Sozialforschung hier und interpretative Sozialforschung da dementsprechend vor

allem dadurch, dass in diesem paradigmatischen Sinne erstere letztendlich auf Erklärungen von Einstellungen und Verhaltensweisen aus den gegebenen sozialen Umständen abzielt, grosso modo also an bestehenden *Normen* orientiert ist. Letztere hingegen ist um „verstehendes Verstehen“ der komplexen Aspekte des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt bemüht. D.h., sie zielt ab auf situative und transsituative *Interpretationen* und damit auch auf Fragen der Konstitution dessen, was zwischen Menschen geschieht.

Reiner Keller hat in der Einführung zu seiner „Einführung“ in „Das interpretative Paradigma“ (Keller 2012, S. 1–19) die Genese dieser Zweiteilung zunächst in geisteswissenschaftlichen Erkenntnistheorien und dann in sozialwissenschaftlichen Theorietraditionen (nochmals) umsichtig nachgezeichnet. Im weiteren macht er dann, entlang der fünf von ihm so genannten Kernaussprägungen des Interpretativen Paradigmas – der Chicagoer Schule, ihrer philosophischen Grundlagen und ihrer Nachfolge im Symbolischen Interaktionismus, der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie, der Ethnomethodologie und der Soziologie der Interaktionsordnung –, deutlich, welche gemeinsamen Grundlagen diese Kernaussprägungen haben und wie sie zugleich als je unterschiedliche Dimensionierungen des Paradigmas angelegt sind, die zueinander nicht in Konkurrenz, sondern in Ergänzungsverhältnissen stehend zu begreifen sind.

Wesentliche *Differenzen* bestehen hingegen eben zwischen in diesem Sinne verstandenen interpretativen Ansätzen hier und normativen Ansätzen da. Anders als in der Literatur bislang üblich, identifiziere ich nun allerdings mit dem normativen Paradigma nicht nur – und noch nicht einmal vor allem – die sogenannte quantitative Sozialforschung. Aber ich verorte die sogenannte qualitative Sozialforschung auch keineswegs per se und ohne weiteres – und schon gar nicht in toto – im interpretativen Paradigma. Stattdessen schlage ich vor, zwischen einer „normorientierten“ qualitativen Sozialforschung einerseits und einer „verstehensinteressierten“ interpretativen Sozialforschung³ andererseits zu unterscheiden. Um möglichen Missverständnissen jedoch vorzubeugen: Damit teile ich nicht etwa *vorfindliche* Ansätze kategorial oder gar kategorisch ein, sondern ich profiliere lediglich *Idealtypen* als Bezugsgrößen für jeweils dominante Forschungsinteressen (vgl. Weber 1973).

Methodologisch-methodisch gesehen bestehen gravierende Unterschiede zum Beispiel darin, dass der Strukturierung der Befragungs- und Beobachtungsdesigns *durch die Forscherin bzw. den Forscher* in *normorientierten* Verfahren die Strukturierung des Geschehens entsprechend etwelchen Alltagsgewohnheiten in *verstehensinteressierten* Verfahren gegenüberstehen, und zum Beispiel auch darin, dass statt der Präsentation der bzw. des Beforschten nach Kriterien der Forscherin bzw. des Forschers in verstehensinteressierten Verfahren die Präsentation der Beforschten nach deren eigenen Kriterien erfolgen soll.⁴ Festlegung und Eingrenzung von Forschungsthemen sind in normorientierten Verfahren durch das Untersuchungsdesign, bei verstehensinteressierten durch situative, interaktionsstrukturelle und biographische Faktoren gegeben. Normorientierte Verfahren erweitern Themen dadurch, dass ein möglichst umfangreiches Repertoire an Fragen und Kontrollfragen eingesetzt wird; verstehensinteressierte tun dies dadurch, dass Menschen zum Erzählen animiert werden und dass das, was sie sagen, im Rekurs auf Strukturen der Biographie, auf Rahmenmerkmale von Situationen und auf die Eigendynamik kommunikativer Gattungen interpretiert wird.

Beide Verfahrenstypen basieren demnach prinzipiell auf der kontrollierten Erhebung und Analyse von Daten. Die relevanten Unterschiede zwischen ihnen lie-

gen nicht darin, dass beim verstehensinteressierten Verfahrenstypus per se die ‚besseren‘ Daten, sondern wesentlich darin, dass dabei *andere* Daten produziert werden als beim normorientierten – zum Beispiel dadurch, dass beim normorientierten die Auswertung in eine überprüfbare Beziehung zu ‚künstlich‘ erarbeiteten Standards gesetzt wird, während beim verstehensinteressierten auf als solchen rekonstruierten und reflektierten Funktionsweisen ‚quasi-natürlicher‘, d.h. soziokulturell üblicher Standards und Routinen des (kommunikativen) Handelns rekuriert wird. Summarisch gesprochen: *Beide* Verfahrenstypen verweisen auf hinlänglich klare methodische Standards – auch im Hinblick auf Verallgemeinerungen. Normorientierte Vorgehensweisen prüfen grosso modo etwelche auf Hypothesen heruntergebrochenen Theorien unterschiedlicher Reichweitenansprüche. Die spezielle Qualität interpretativen Vorgehens erweist sich demgegenüber wesentlich in der methodischen Sicherung der Stringenz ihrer auf Verallgemeinerung hin orientierten sinnrekonstruierenden Auslegung des Einzelfalls im Verhältnis zu anderen, in theoretischer Hinsicht ‚ähnlichen‘ Einzelfällen.

Soviel zur sozusagen verfahrenstechnischen Seite meines Arguments. Nun zum Systematischen.

Erläuterung: Theoretische Erwägungen

Spätestens seit Wilhelm Diltheys Unterscheidung zwischen den Problemstellungen der Naturwissenschaften und denen der Geisteswissenschaften (dezidiert z.B. in Dilthey 1990 und 1992) darf als intellektueller Allgemeinplatz gelten, dass natürliche Ereignisse keinen Sinn ‚in sich‘ tragen, sondern dass ihre Zusammenhänge von der Beobachterin bzw. vom Beobachter erklärt werden, während kulturelle Phänomene ‚immer schon‘ mit Sinn besetzt sind, den es ‚hermeneutisch‘ zu verstehen gilt: Sinn, wie systematisiert, wie komplex, wie überhöht er gesellschaftlich auch je zu Wissen, ja zu Gewissheiten gerinnen mag, konstituiert sich, und damit folge ich Alfred Schütz, ursprünglich in „stellungnehmenden“ Bewusstseinsakten, in denen sich das Ich auf eine bestimmte Art seinem dahinströmenden Erleben zuwendet: in der Art eben der „attention à la vie“, der reflexiven Aufmerksamkeit gegenüber diesem dadurch aus dem Erlebnisstrom herausgehobenen, in der Regel (u.U. soeben) vergangenen, prinzipiell aber auch als zukünftigem antizipierbaren Erlebnis: „Sinn ist (somit – R.H.) die Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis“ (Schütz 2004, S. 127), nämlich einer auf Auslegung bedachten Blickrichtung.

In dem Maße, in dem Sozialwissenschaften in der Tradition der Geistes- und nicht der Naturwissenschaften begriffen werden, hat es Sozialforschung *schlechthin* naheliegender Weise also mit in diesem Sinne vorgängig sinnhaften Daten zu tun, generiert sie ihre Erklärungen durch das Verstehen dieser Daten, und basiert sie folglich auf Akten der Deutung. In *dieser* Hinsicht *müssen* normative und interpretative Ansätze mithin *nicht* als Gegensätze begriffen werden. Kaum ignorieren lässt sich aber, dass die Relevanz dessen, was wir als „Verstehen des Verstehens“ bezeichnen, also der Reflexion der Akte der Deutung, ganz unterschiedlich hoch veranschlagt wird. Anders ausgedrückt: Als wie wichtig das Problem angesehen wird, für sich selbst und für andere durchsichtig zu machen, wie man versteht, was man zu verstehen glaubt, und wie man weiß, was man zu wissen meint.

Was wir zu wissen meinen, das ist, dass Menschen aufgrund ihrer Daseinsverfassung unabdingbar darauf verwiesen sind, zu eruieren, was vor sich geht, zu klären, was los ist, und (wie routinemäßig auch immer) zu reflektieren, was sie tun müssen, sollen, können, dürfen – und was sie (tatsächlich) tun bzw. getan haben. Das heißt unter anderem, dass es die in der menschlichen Gattungsgeschichte entwickelte Fähigkeit, Zeichen und Anzeichen zu deuten, braucht, um andere zu verstehen und sich (alltäglich) in der Welt zurecht zu finden, denn erkenntnistheoretisch gesehen sind menschliche Handlungen und Interaktionen wissenschaftlich und wissensgenerierende Prozesse zugleich, die *unabdingbar* kommuniziert oder anderweitig nachvollziehbar appräsentiert sein müssen, um als solche erkennbar zu sein und soziale Wirkungen zu zeitigen. Diese Unabdingbarkeit der Darstellung betrachten wir als Konsequenz der Art und Weise, in der ein Subjekt Bewusstsein von etwas als einem ihm ‚analogen‘ Anderen hat: ‚Alter Ego‘ ist dem Subjekt im Sinne der von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003, S. 602–614) so genannten ‚mittleren Transzendenz‘ gegeben – und das heißt, nicht wirklich direkt *als* ‚Alter Ego‘ erfahrbar. Epistemologisch zu klären ist mithin, *wie* (bei wem und aufgrund welcher Weltsicht) etwas in Erscheinung treten muss, um sich als ‚Alter Ego‘ zu konstituieren.

Aus interpretativer Sicht liegt es nahe, etwas als kommunikativen Akt zu deuten, wenn es als aufgrund einer *intendierten* Kundgabe geschehend erscheint. Und die Wahrnehmung eines kommunikativen Aktes wiederum legt dem wahrnehmenden Subjekt die Annahme nahe, das, was dabei bzw. damit in Erscheinung tritt, sei ein ‚Alter Ego‘. Dieses naheliegende Attest wiederum wird in aller Regel anhand alltagspragmatischer Kriterien daraufhin überprüft, ob das, was da in Erscheinung tritt, dem, dem es erscheint, überhaupt irgendwie und wenn ja, in welcher Weise und in welchem Maße, ähnlich ist. Mithin resultiert aus der ‚eigentlichen‘ subjektiven Gegebenheitsweise von ‚Alter Ego‘ diese bekannte fundamentale anthropologische Ironie, dass wir uns – entgegen unserem alltäglichen Augenschein – tatsächlich *nicht* (und das heißt hier: nie) unmittelbar *als Andere* gegeben sind. Vielmehr *konstituieren* wir eben anderes (beziehungsweise manches andere) als Andere ‚wie uns‘.

‚Alter Ego‘ ist also sozusagen eine pragmatische Unterstellung (Luckmann 2007). Und eben deshalb sind wir gezwungen, uns unser wechselseitig qua Kommunikation zu versichern, denn nur qua Kommunikation scheinen wir eine bestimmte Art von sich Appräsentierendem als eben mehr oder weniger ‚vollgültiges‘ alter ego bzw. als Mitmenschen wahrzunehmen. In diesem Sinne ist es auch durchaus plausibel, die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit schlechthin als eine in wesentlichen Teilen kommunikative Angelegenheit zu betrachten (auch wenn mir die von Hubert Knoblauch (z.B. 2013) protegierte radikale Zuspitzung zweifelhaft erscheint), denn alles, was nicht anhand von Anzeichen und Zeichen beobachtet, in der Interpretation von Anzeichen gedeutet und über Zeichen deutend vermittelt wird, hat – soweit überhaupt – Evidenz ‚nur‘ für das jeweilige erkennende Subjekt – auch und unabdingbar all das, was dem Subjekt zu ‚Alter Ego‘ wird (d.h., was das Subjekt als ‚Alter Ego‘ ansieht). Kurz: Subjektiv gemeinter Sinn, der nicht der meine ist, ist trivialer Weise keineswegs unmittelbar, sondern nur über ‚bezeichnende Indizien‘ erfassbar – von einfachen körperlichen Appräsentationen (z.B. Schmerz-, Erregungs-, Müdigkeitsanzeichen) über Interaktions- und Kommunikationsangebote (z.B. Mimiken, Gesten, Sprechen) bis hin zu komplexen kulturellen Objektivationen (z.B. Schriftstücken, Kunst, Technologie) (Luckmann 2002; Soeffner 2004).

In diesem Sinne *praktisch* verstehen, was Menschen *tun*, und, was das menschliche Tun wie auch immer je nach sich zieht, kann man offenkundig sehr wohl, ohne weiter über das Verstehen nachzudenken. Oder deutlicher gesagt: Üblicherweise ist man praktisch so intensiv damit beschäftigt, zu verstehen, was vor sich geht, dass man sich mit dem Problem des Verstehens selber gar nicht beschäftigen kann. Allerdings ist, um Hans-Georg Soeffner (2014, S. 36) zu zitieren, „wer Strukturen und Arbeitsweisen alltäglicher Deutung nicht kennt, ... weder imstande, alltägliche – ‚naive‘ – Deutungen zu kontrollieren, noch sie zu widerlegen.“ Demnach macht es für *Rekonstrukteurinnen* und *Rekonstrukteure* menschlicher Wirklichkeitskonstruktionen also augenscheinlich Sinn, nicht nur zu verstehen, was Menschen tun, sondern auch über ihr Verstehen nachzudenken, das heißt: zu versuchen, das Verstehen selber zu verstehen bzw. das Interpretieren selber ebenso zu bedenken, wie das je Interpretierte. Was dezidiert interpretativ arbeitende Rekonstrukteurinnen und Rekonstrukteure folglich auszeichnet, das ist a), dass sie auch ihre eigenen Deutungsakte systematisch reflektierend in ihre Deutungen einbeziehen, und b), dass die Konstruktionslogik ihrer ‚Modelle‘ explizit bestimmten Postulaten – v.a. dem der subjektiven Interpretation und dem der (Sinn-)Adäquanz (vgl. Hitzler/Eberle 2000) – entspricht. So verstandene Rekonstrukteurinnen und Rekonstrukteure fungieren damit sozusagen als ‚späte‘ Entsprechungen des sinnsetzenden Subjekts, bei dem, erkenntnislogisch gesehen, alle gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen beginnen. Und das, was sie da tun, nennt man traditionell und gemeinhin eben „Hermeneutik“. Diese findet in einem die alltäglichen Vollzugsnotwendigkeiten transzendierenden Modus statt; genauer: in der Subsinnwelt des Theoretisierens.

Diese Subsinnwelt – sei sie institutionell nun wissenschaftlich, religiös, ästhetisch oder anderswie verortet – ist Alfred Schütz zufolge ja gekennzeichnet dadurch, dass das pragmatische Interesse des Alltags (das stets diktiert wird von der Notwendigkeit, ‚irgendwie‘ sein Leben zu gestalten) abgelöst wird von dem kognitiven Interesse daran, einen Sachverhalt nicht praktisch zu bewältigen, sondern ihn zu bedenken. Theoretisieren ist eine prinzipiell *lebensunpraktische* – nicht etwa eine *lebensuntaugliche* – Einstellung. Denn die theoretische Einstellung ist *die* Einstellung, in der wir gänzlich uninteressiert daran sind, uns den pragmatischen Notwendigkeiten des Alltags zuzuwenden – außer in dem Sinne, dass wir diese Alltagsnotwendigkeiten praktisch distanziert zur Kenntnis nehmen und darüber nachdenken. Eine theoretische Einstellung einzunehmen heißt demnach, die Lebensinteressen, die unser alltägliches Handeln leiten, einzuklammern und unsere alltäglichen Hoffnungen und Befürchtungen beiseite zu lassen. Was wir dabei konstruieren, ist eben gerade *nicht* Alltagswissen, sondern ein im weiteren Sinne verstandenes, analytisch-reflexives Wissen.

Konstruktionen solcher Art sind Sekundärkonstruktionen. Bei diesen Sekundärkonstruktionen geht es wesentlich um die Rekonstruktion von Sinnkonstruktionen insgesamt: Um die Rekonstruktion von subjektivem Sinn und von objektiviertem Sinn; um die Rekonstruktion biografischer Sinnsetzungen; um die Rekonstruktion der Institutionalisierung von Sinn, von Sinnschemata, von Sinnstrukturen; um die Rekonstruktion der Distribution von Sinn; um die Rekonstruktion von banalem, alltäglichem und von sogenanntem höherem, alltagstranszendendem Sinn, usw.; kurz: Um die Rekonstruktion von Handlungssinn ebenso wie um die Rekonstruktion des Sinns von kleinen und großen, von punktuellen und umfassenden, von situativen und epochalen Handlungsergebnissen (vgl. dazu auch Honer 1999). Dergestalt findet im *Sinnbezug*, und m.E. eben *nur* im Sinnbezug, die

methodologische Sonderstellung interpretativer Soziologie schlechthin ihre epistemologische Begründung. Nochmals: Dem szientistischen Verständnis der Beobachtung und Erklärung von Ereignissen steht das hermeneutische Verständnis der Teilhabe an und des Verstehens von kulturellen Phänomenen, d.h. von Sinngebilden (vgl. Soeffner 2006, S. 61) gegenüber, denn „nur was der Geist geschaffen hat, versteht er“ (Dilthey 1992, S. 248).

Neben diesen Prinzipien der *Sinnrekonstruktion* und der *Reflexivität* des Verstehens weisen interpretative Ansätze nun (mindestens) noch zwei weitere zentrale Merkmale auf, die ich nur noch kurz andeuten will: sie basieren auf *künstlicher Dummheit* und auf *absichtsvoller Langsamkeit*. Konkreter gesprochen: Erstere impliziert, dass die Interpretin bzw. der Interpret sich gegenüber den ihr bzw. ihm begegnenden Wissensbeständen, wie auch gegenüber ihren bzw. seinen eigenen Normvorstellungen sozusagen dumm *stellt*, dass sie bzw. er also so tut, als kenne sie bzw. er diese Wissensbestände und hätte sie bzw. er diese Normvorstellungen *nicht*, um so das infrage stehende Phänomen von seinen kulturellen Konnotationen zu ‚reinigen‘ und dann quasi neu konstituieren zu können. Letztere impliziert, dass damit in das alltags- und allzu oft auch wissenschaftsübliche kategoriale Schnell-Sortieren und Ad-hoc-Kategorisieren von (vermeintlich klaren) Sachverhalten sozusagen reflexive Hemm-Schwellen eingebaut werden, um kulturell verselbstverständlichte Subsumptionslogiken zu hinterfragen und diesen gegenüber den Eigen-Sinn des jeweils infragestehenden Phänomens zum Vorschein zu bringen (vgl. Hitzler/Honer 1997).

Akademischer ausgedrückt: Interpretative Ansätze protegierende Personen bauen dezidiert *Zweifel* in den Prozess des Verstehens ein: Zweifel an den Vorurteilen des Interpreten, Zweifel an subsumptiven Gewissheiten und an verständnis- bzw. verstehenslosen Erklärungen in Alltag und Wissenschaft. Durch künstliche Dummheit und absichtsvolle Langsamkeit bedenken Vertreterinnen und Vertreter interpretativer Ansätze also typischerweise das auf die jeweiligen pragmatischen Belange abgestimmte Routine-Denken und -Handeln im Alltag wie auch in der Wissenschaft und tragen – gelingender Weise – dergestalt bei zur De-Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen.

Aktualisierung: Neue Perspektiven

Die so verstandene Rekonstruktion der *Konstitution von Sinn* und der *Konstruktion von Bedeutung* sehe ich nicht nur als anhaltende, sondern als unter den Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft immer drängendere und unabweisbarere Aufgabe an. Das geht nun keineswegs nur mir so, sondern die Rekonstruktion der Konstitution von Sinn und der Konstruktion von Bedeutung als dringliche Aufgabe anzusehen, gehört inzwischen fast selber schon zu den zentralen Topoi in der verstehenden Soziologie.. Und darauf wird auch mit einem regelrechten Boom neuer Konzepte reagiert. Dementsprechend – als in einem innovations-trächtigen Sinne – unruhig, ja – im Hinblick auf begriffliche Klarheit ebenso wie auf theoretische Relevanz notwendigerweise – streitlustig erscheint mir derzeit das ganze Lager der von mir als „interpretativ“ interpretierten Sozialforschung. Jedenfalls werden in der Ausdifferenzierung der *Grundformen* der Generierung und Deutung von Daten – also der Beobachtung, der Gesprächsführung und der

Dokumentensichtung sowie der Analyse von deren Erträgen – ständig (mehr oder weniger) neue explorierende Erhebungsverfahren und Methoden ‚kontrollierten Verstehens‘ im engeren wie im weiteren Verstande nicht nur ‚erfunden‘ und – in den bekannten Kontexten zum Beispiel der einschlägig orientierten Sektionen der DGS, der einschlägig ausgerichteten Zeitschriften (wie exemplarisch dem FQS und der ZQF) und selbstredend des Berliner Methodentreffens und des Schweizer Methodenfestivals – (teilweise heftig) diskutiert, sondern auch auf immer mehr Gegenstände appliziert und stetig weiter entwickelt.

Lediglich exemplarisch für kaum noch überschaubar viele solcher ‚Neuheiten‘ nenne ich hier die *Videographie*. Ich nenne die *Artefaktanalyse*. Ich nenne die *Metaphern-Analyse*. Und ich nenne die *Situationsanalyse*. Ich nenne aber auch die gerade erst sich formenden Ideen zu einer *phänomenologischen Hermeneutik*, zu einer *Ethnographie in interaktiven Mediumumgebungen* und zur sogenannten *New-School-Ethnographie*. Und selbstverständlich erschöpfen diese wenigen Beispiele bei weitem nicht, was derzeit an ‚Neuheiten‘ im interpretationsinteressierten Kontext diskutiert und erprobt wird. – Zugleich *etablieren* sich auf immer ‚breiterer Front‘ nicht mehr ganz so neue Erhebungs- und Analyse-Ansätze: Ich nenne, wiederum exemplarisch, die *Bild- und Videoanalyse*. Ich nenne die *Diskursanalyse*. Ich nenne die *Deutungsmusteranalyse*. Ich nenne die *dokumentarische Methode*. Ich nenne diverse *Varianten der Ethnographie*. Ich erinnere aber auch (nochmals) an die anhaltende Virulenz inzwischen sozusagen ‚klassischer‘ Ansätze wie die sozialwissenschaftliche Hermeneutik, die Phänomenologie und die Grounded Theory.

Unbeschadet dessen habe ich mir ja schon im – durch Günter Mey und Katja Mruck evozierten – Nachdenken über eine Aktualisierung meines vor einigen Jahren verfassten Kommentars zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung unter anderem die Frage gestellt, ob ich Schwerpunkte meiner Argumentation inzwischen anders setzen würde, und ob ich gewisse Herausforderungen meiner Position heute anders gewichten würde. Meine Antwort war: Ja, das würde ich (vgl. Hitzler 2014, S. 55). Und dementsprechend habe ich in diesem Beitrag die Schwerpunkte meiner Argumentation auch wesentlich deutlicher als bisher auf die Differenz bzw. auf *die Bruchlinie zwischen qualitativer und interpretativer Sozialforschung* zu setzen versucht.

Und ich bekunde auch (nochmals), dass ich gewisse Herausforderungen heute ernster nehme als ich das seinerzeit getan habe. Denn ich denke, dass *jenseits* langwieriger Diskussionen über die ‚alten‘ cartesianisch-szientistischen Gegenentwürfe sich selbst zu „erklärenden“ erklärender Sozialwissenschaften – und wohl auch *jenseits* solche Abgrenzungen gegenüber normorientierten qualitativen Ansätzen, wie ich sie hier versucht habe – zu den (bislang noch) peripheren Irritationen interpretativer Sozialforschung heute vor allem neue Herausforderungen durch Sichtweisen gehören, in denen die Unabdingbarkeit des erkennenden Subjekts, wenn nicht – wie im Dekonstruktivismus – überhaupt in Frage gestellt, so doch – wie in der Praxeologie – ganz erheblich relativiert wird. Für die weitere Diskussion bedeutet das, dass der Sinn des interpretativen Ansatzens beim subjektiv gemeinten Sinn zu erläutern, nochmals zu begründen und zu verteidigen ist – (auch) entlang von Konfliktlinien, die ich 2007 noch nicht so interessant, und das heißt: in einem anregenden Sinne so ‚ärgerlich‘ gefunden habe, wie ich das heute tue.

Die entsprechende Auseinandersetzung muss geführt werden, sie soll geführt werden, und sie wird ja auch geführt: Jo Reichertz und Nadja Zaboura haben zum

Beispiel schon vor zehn Jahren damit begonnen, sich mit dem neurowissenschaftlichen Angriff auf das Subjekt auseinanderzusetzen (vgl. dazu Reichertz/Zaboura 2006). Diese Herausforderung bleibt zweifellos, auch wenn oder womöglich gerade weil die frühen, allzu vollmundigen epochalen Erkenntnisrevolutionsversprechen von Neurowissenschaftlerinnen und Neurowissenschaftlern zwischenzeitlich doch ziemlich ‚entzaubert‘ sind. Unbeschadet dessen klammere ich diesen Streit, an dem unser Fach ohnehin nur marginal beteiligt war und ist, hier aus und nehme lediglich noch kurz Bezug auf eine innersoziologische Debatte, die zwischen Repräsentantinnen und Repräsentanten von – im traditionellen Sinne – interpretativen Positionen und solchen von aktuell diskussionswichtigen, dezidiert subjekt- und zum Teil auch empiriekritischen Ansätzen stattfindet.

Ein zentrales Forum für *diese* Debatte ist die von Joachim Renn verantwortete Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS). Exemplarisch verweise ich dazu aber auch auf den von Angelika Pofertl und Norbert Schröer herausgegebenen Positionsband zur Frage „Wer oder was handelt?“ (Pofertl/Schröer 2014a). Ich verweise dazu auf die Einlassungen von Reiner Keller (2014) zur sogenannten „postqualitativen Forschung“ bzw. zum „neuen Theorismus“, und ich verweise vor allem auf seine unermüdlichen Vorschläge dazu, das Werk Michel Foucaults für die Hermeneutische Wissenssoziologie zu erschließen. Letzteres tue ich vor allem deshalb, weil ich es kaum für übertrieben erachte, Foucault als *den* zentralen Bezugsautor für die wichtigeren der neuen subjekt- und bewusstseinskritischen Ansätze anzusehen, um die es mir hier geht.

Herausforderung: Paradigmatische Erweiterung?

Besonders interessante Konfliktlinien, die zumindest zu peripheren Irritationen interpretativer Positionen führen, sehe ich, ähnlich wie Pofertl und Schröer (2014b), insbesondere in Theoriediskussionen mit *poststrukturalistischen* (genealogische, dekonstruktivistische und – bedingt – auch gewisse praxeologische Konzepte einschließenden) Ansätzen. Gemeint sind im Wesentlichen Theoriediskussionen darüber, ob und ggf. wie das Subjekt bzw. Subjektivität bzw. Subjektivierung „postsouverän“ gedacht werden kann, soll oder muss (vgl. Moebius/Reckwitz 2008). Denn vor allem Poststrukturalismen bzw. poststrukturalistische Subjektivierungstheorien animieren auch dezidierte – und das heißt: selbst existenzial- oder gar transzendentalphänomenologisch orientierte – Protagonistinnen und Protagonisten interpretativer Sozialforschung wie mich nachdrücklich dazu, über die Konzeption des souveränen Subjekts neu nachzudenken. Insbesondere zwingen sie, kaum abweisbar, zu grundlegender Nachdenklichkeit naheliegender Weise dann, wenn es um Forschungen zu bzw. wenn es überhaupt um die wissenschaftliche Befassung mit menschlichen Individuen geht, deren Souveränität, ja deren Subjekt-Status *empirisch* in Frage steht.

Diese Problemstellung spielte in Untersuchungen zu sogenannten Geistesstörungen und Geistesschwächen schon immer eine wesentlich Rolle. Zunehmend überlagert werden diese traditionellen Themengebiete gegenwärtig von der sozusagen flächendeckenden Beschäftigung mit demenziellen Erkrankungen. So weit brauche ich hier aber gar nicht auszugreifen. Thomas Eberle z.B. hat sich in jüngerer Zeit ungemein einfühlsam mit einem Fall der Rückkehr eines Menschen aus

der völligen posttraumatischen Orientierungslosigkeit in die Pragmatismen des Alltagslebens befasst (vgl. Eberle/Rebitzke Eberle 2012; Eberle 2013, 2014). Und auch ich forsche seit mehr als sechs Jahren dort, wo das menschliche Leben, mit Martin Heidegger begriffen als Ganzheit des Daseins, in seiner Qualität als „Sein zum Tode“ unabweisbar und in seiner Qualität als Mit-Sein im höchsten Maße zweifelhaft wird; konkret also dort, wo Menschen im Zustand „Wachkoma“ leben.

Das, was ich dabei rekonstruiere, weist zumindest in gewisser Hinsicht einige Ähnlichkeiten mit dem auf, wie das hergestellt wird, was Judith Butler (z.B. 2006) als „postsouveränes Subjekt“ bezeichnet. In dem empirischen Fall, auf den ich dabei recurriere, geht es um die konkrete Subjektivierung eines Menschen, der augenscheinlich erwachsen, augenscheinlich aber auch *weder* normal *noch* hellwach ist. Es geht mir also darum, wie ein menschliches Wesen durch *andere in deren praktischem Tun* als Person mit bestimmten Eigenschaften konstruiert bzw. – in Butlerscher Diktion – zu einem Subjekt *gemacht* wird, bei dem ausgesprochen *zweifelhaft* ist, ob es noch – wie ehemals – einen Selbstbezug bzw. ein Bewusstsein seiner selbst hat. Das *so* verstandene „postsouveräne Subjekt“, um das *mir* zu tun ist, tritt zum Beispiel durch personale Adressierung in Erscheinung. Und personale Adressierung bzw. namentliche „Anrufung“ spielt eben auch in Butlers Argumentation zur Subjektivierung eine wichtige Rolle (vgl. Butler 1997), bei der sie ja die Idee eines innerlich kohärenten, die Welt und sich selbst auslegenden Subjekts dekonstruiert und durch die Idee eines Prozessierens von Interaktions- bzw. Kommunikationseffekten ersetzt.

Darauf, dass mir die ihrem Dekonstruktivismus inhärente, normativ einseitig vorentscheidene Lesart des Foucaultschen Denkens ohnehin genuin *fremd* ist, brauche ich hier sicherlich nicht hinzuweisen. Aber auch ganz konkret sehe ich eine wesentliche Differenz zwischen Butlers und meinem Anliegen – und zwar darin, dass es ihr um (die) Prozesse geht, in denen jenes Subjekt hergestellt wird, dem es explizit *um sich selber*, um seine Identität und um seine Autonomie zu tun ist, während mich beschäftigt, wie ein menschliches Wesen als Subjekt bzw. als Person (ich verwende diese Begriffe mit etwas anderen Konnotationen als Butler) konstruiert wird, bei dem ausgesprochen *zweifelhaft* ist, ob es noch einen Selbstbezug bzw. ein Bewusstsein seiner selbst hat. Unbeschadet dieser doch deutlich anderen „Konfiguration“ setze ich – allerdings empirisch – ebenfalls an bei in spezifischen Konstellationen situierten Wahrnehmungen von etwas und frage nach der in diesem Rahmen relevanten diskursiven bzw. kommunikativen Praxis, an der ich als ein bzw. an der ich in gewisser Hinsicht als *der* Akteur teilhabe, der dort ein von ihm wahrgenommenes Individuum qua Interpretation(en) zu ‚Jemandem‘ *macht*, um den ihm zu tun ist. Dergestalt wird dieses Individuum empirisch tatsächlich als ein qua kommunikativem Handeln *entstehendes* Subjekt erkennbar. Erkennbar *gemacht* aber wird es, erkenntnistheoretisch gesehen, *durch* mich und, zweifelsfrei, auch erst einmal nur *für* mich. Ob ich meine Evidenz anderen überhaupt (und gar hinlänglich adäquat) zu plausibilisieren vermag; ob ich selber nur ein „reflexives Projekt“, das heißt das Derivat einer soziohistorisch spezifischen Subjektformation bin; und ob ich bei dem, was ich tue, mich lediglich dem „Regime“ eines diskursiven Imperativs beuge (vgl. Bröckling 2007), das sind Fragen, die sich damit, dass *ich* sie (mir) stelle, überhaupt erst *eröffnen*.

Als *Fragen* präjudizieren sie noch keine Entscheidung für oder gegen die Annahme, dass Wirklichkeiten zwar sozial *konstruiert* werden, dass sie sich aber in subjektiven Bewusstseinstätigkeiten *konstituieren*. Und folglich implizieren sie auch keine Entscheidung zwischen normativem und interpretativem Paradigma.

Auf welcher Seite der hier von mir markierten Bruchlinie sich solche wie die soeben – vor allem, weil sie *mich* herausfordern – exemplarisch genannten Ansätze also stehen bzw. stehen sollen, mögen ihre Protagonistinnen und Protagonisten selber klären. Von *meinen* Relevanzsetzungen her betrachtet entscheiden sie *dabei* – für sie selber vielleicht ganz *nebenbei* – auch mit, ob das, was sie vertreten, für uns als Vertreterinnen und Vertretern interpretativer Sozialforschung von einer bislang eher peripheren Irritation zu einer für *unser* Forschungsinteresse zentralen Herausforderung wird. Denn auch uns, oder zumindest mir, geht es, um mit einem Zitat von Foucault zu schließen, darum, „den Menschen zu zeigen, dass sie weit freier sind, als sie meinen; dass sie Dinge als wahr und evident akzeptieren, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte hervorgebracht worden sind, und dass man diese so genannte Evidenz kritisieren und zerstören kann“ (Foucault 2005, S. 960). Allerdings argwöhne ich (mit guten Gründen), dass ich diese Absichtserklärung anders verstehe, anders verstehen *will*, als sie von Foucault intendiert war. Womit wir dann wohl wieder zu einer zentralen Aufgabe der Hermeneutik zurückgekehrt wären...

Anmerkungen

- 1 Das sind u.a. strenge Zielorientierung, Sicherung der ‚Objektivität‘ der zu gewärtigenden Ergebnisse durch weitestgehende Standardisierung aller Teilschritte und Sicherung von Qualitätsstandards durch intersubjektive Überprüfbarkeit des ganzen Forschungsprozesses.
- 2 Das sind u.a. Situationsflexibilität, Einbezug der Subjektivität des bzw. der Forschenden in die Datenerhebung und -auswertung sowie Sicherung von Qualitätsstandards durch Verallgemeinerbarkeit konkreter empirischer Erkenntnisse.
- 3 Neben dem inzwischen schon ‚klassischen‘ Sammelband von Norbert Schröer aus 1994 gibt es inzwischen auch einige neuere Bücher, die „Interpretative Sozialforschung“ im Titel haben (z.B. Strübing/Schnettler 2004; Kleemann et al. 2013; Rosenthal 2014; Lueger 2009; Froschauer/Lueger 2009).
- 4 Mein Verständnis der hier thematisierten Unterschiede entspricht weitestgehend dem von Hans-Georg Soeffner (2004; vgl. v.a. S. 70f), abgesehen davon, dass er grosso modo die Verfahren, die ich als „normorientiert“ bezeichne, „standardisiert“ nennt, und dass er die, die ich als „verstehensinteressiert“ bezeichne, „nicht-standardisiert“ nennt.

Literatur

- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Frankfurt a.M.
- Burzan, N. (2010): Zur Debatte um die Verknüpfung qualitativer und quantitativer Sozialforschung. In: Honer, A./Meuser, M./Pfadenhauer, M. (Hrsg.): Fragile Sozialität. Wiesbaden, S. 93–102. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92017-7_6
- Burzan, N. (2014): „Bedenke das Ende – Ein Plädoyer für den Blick auf das Erkenntnisziel im Zuge reflektierter Datenkombinationen. Vortrag bei der Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung“ am 9. Oktober im Rahmen des 37. Kongresses der DGS in Trier. Manuskript.
- Burzan, N. (2016): Methodenplurale Forschung. Chancen und Probleme von Mixed Methods. Weinheim/Basel.
- Butler, J. (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M.

- Butler, J. (2006): *Haß spricht: Zur Politik des Performativen*. Frankfurt a.M.
- Dilthey, W. (1990): Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. In Dilthey, W.: *Gesammelte Schriften, Band V: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte*, Stuttgart/Göttingen, S. 139–240. <http://dx.doi.org/10.13109/9783666303067.139>
- Dilthey, W. (1992): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In Dilthey, W.: *Gesammelte Schriften, Band VII: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Stuttgart/Göttingen, S. 79–190. <http://dx.doi.org/10.13109/9783666303081.79>
- Eberle, T. S. (2013): Regaining Sense-Connexions after Cerebral Hemorrhage. In: *Schutzian Research*. 5. JG, S. 81–102. <http://dx.doi.org/10.7761/SR.5.2013.81>
- Eberle, T. S. (2004): *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie*. Konstanz.
- Eberle, T. S. (2014): Phänomenologie der olfaktorischen Wahrnehmung. Ein Beitrag zur Synästhesie der Sinne. In: Hitzler, R. (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim/Basel, S. 22–34.
- Eberle, T. S./Eberle Rebitzke, V. (2012): „Alles war ohne Inhalt, ohne Bedeutung“. Der Umgang mit den Folgen einer Hirnblutung. In: Schröer, N./Hinnenkamp, V./Kreher, S./Pofel, A. (Hrsg.): *Lebenswelt und Ethnographie*. Essen, S. 325–343.
- Foucault, M. (2005): Wahrheit, Macht, Selbst. Ein Gespräch zwischen Rux Martin und Michael Foucault. In: Foucault, M.: *Dits et Écrits. Schriften Bd. 4*. Frankfurt a.M., S. 959–966
- Froschauer, U./Lueger, M. (2009): *Interpretative Sozialforschung: Der Prozess*. Wien.
- Hitzler, R. (1995): Rezension von Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hrsg.): *Analyse verbaler Daten*. In: *Soziologische Revue*, 18. Jg., H. 2, S. 239–241.
- Hitzler, R. (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research*, 3. Jg. H. 2, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm> (22.1.2016)
- Hitzler, R. (2014): Wohin des Wegs? – Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Wiesbaden, S. 55–72.
- Hitzler, R./Eberle, T. S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, U./Kardorff, E. von/Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek b. Hbg., S. 109–118.
- Hitzler, R./Honer, A. (1997): Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen, S. 7–27. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-11431-4_1
- Honer, A. (1999): Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie*. Konstanz, S. 51–67.
- Keller, R. (2012): *Das interpretative Paradigma*. Wiesbaden. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-94080-9>
- Keller, R. (2014): Zukünfte der qualitativen Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Wiesbaden, S. 167–180. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_10
- Kleemann, F./Krähnke, U./Matuschek, I. (2013): *Interpretative Sozialforschung*. Wiesbaden.
- Knoblauch, H. (2013): Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.): *Kommunikativer Konstruktivismus*. Wiesbaden, S. 25–48.
- Luckmann, T. (2002): Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften. In: Luckmann, T.: *Wissen und Gesellschaft*. Konstanz, S. 117–128.
- Luckmann, T. (2007): Über die Grenzen der Sozialwelt. In: Luckmann, T.: *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft*. Konstanz, S. 62–90.
- Lueger, M. (2009): *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. Wien.

- Moebius, St./Reckwitz, A. (Hrsg.) (2008): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.
- Poferl, A./Schröer, N. (Hrsg.) 2014a): *Wer oder was handelt? Die Handlungsfähigkeit von Subjekten zwischen Strukturen und sozialer Praxis*. Wiesbaden.
- Poferl, A./Schröer, N. (2014b): *Wer oder was handelt? Eine Einleitung*. In: Poferl, A./Schröer, N. (Hrsg.): *Wer oder was handelt*. Wiesbaden: VS, S. 1–22.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung*. München.
- Reichertz, J. (2007): *Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas?* In: *Erwägen – Wissen – Ethik* 18. Jg, H. 2, S. 276–293.
- Reichertz, J./Zaboura, a. (Hrsg.) (2006): *Akteur Gehirn - oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts*. Wiesbaden.
- Rosenthal, G. (2014): *Interpretative Sozialforschung*. Weinheim/Basel.
- Schröer, N. (Hrsg.) (1994): *Interpretative Sozialforschung*. Opladen.
- Schütz, A. (2004): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt (ASW II)*. Konstanz.
- Schütz, A./Luckmann, T. (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz.
- Soeffner, H.-G. (2004): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Konstanz.
- Soeffner, H.-G. (2006): *Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten*. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz, S. 51–78.
- Soeffner, H.-G. (2014): *Interpretative Sozialwissenschaft*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen*. Wiesbaden, S. 35–53. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_2.
- Strübing, J./Schnettler, B. (Hrsg.) (2004): *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz.
- Weber, M. (1973): „Die Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, S. 146–214.
- Wilson, T. P. (1970): *Normative and Interpretive Paradigms in Sociology*. In: Douglas, J.D. (ed.): *Understanding everyday life*. Chicago, S. 57–79.